Standortentwicklung und Bildung – Dankesworte des Geehrten

anlässlich der Verleihung der „Goldenen Schwebebahn“

Liebe Festgäste, Ich gebe es gerne zu, es ist schon bewegend für mich, der ich vor 13 Jahren mit meiner damals noch kleineren Familie in diese Stadt kommen durfte, heute in dieser herausragenden Weise geehrt zu werden. Keine Frage, mit der goldenen Schwebebahn ausgezeichnet zu werden, ist etwas ganz besonderes, eine große Ehre! Und so erfüllt mich diese Auszeichnung auch mit tiefer Dankbarkeit meiner (nun gar nicht mehr ganz) neuen Heimat gegenüber.

Ja, Wuppertal ist mir in diesen 13 Jahren wirklich Heimat geworden, ich habe dies schon an verschiedener Stelle freimütig bekannt. Wir wohnen und arbeiten hier, zwei unserer Kinder sind in dieser Stadt geboren – und drei Kinder wollen, nach eigenem Bekunden, am liebsten gar nicht mehr von hier weg.

Neben meiner Familie, die sich hier ganz offensichtlich überaus wohl fühlt, sind es aber vor allem auch die vielen freundschaftlichen Beziehungen, in die ich hier in mehr als einem Jahrzehnt hineinwachsen durfte. Deshalb freue ich mich auch sehr, dass heute nicht nur meine erweiterte Familie, sondern eine ganze Zahl besonderer Freunde und viele sehr schätzenswerte Menschen aus dem beruflichen Umfeld hier sind.

Sie alle namentlich zu nennen, würde den Rahmen sprengen. Es sind darunter nicht zuletzt viele Würdenträger aus der Bundes-, Landes- und Kommunalpolitik, Leiter der wichtigen gesellschaftlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Einrichtungen unserer Stadt und viele mehr. Danke Euch und Ihnen allen für's Kommen!

Dabei freue ich mich ganz besonders über die Anwesenheit zahlreicher Verantwortlicher aus den Bürger- und Bezirksvereinen Wuppertals. Sind Sie es doch, die stellvertretend für die Bürgerinnen und Bürger derjenigen Stadt stehen, in der ich so gerne lebe und arbeite, in der ich mich beheimatet fühle.

Festliches Auditorium, liebe Anwesende,

als Herr Professor Baumann und ich vor einiger Zeit über den Ablauf der heutigen Feierstunde sprachen, erfuhr ich, dass von dem Geehrten über den Dank hinaus auch einige weitere Worte erwartet würden.

Um bei einer solch besonderen und für mich persönlich herausragenden Gelegenheit nicht unangenehm aufzufallen, habe ich mich natürlich nach den thematischen Wünschen erkundigt. Der Vorsitzende sagte mir daraufhin, dass er sich freuen würde, wenn ich mir einige Gedanken zur Standortentwicklung und dem Beitrag unserer Universität hierzu machen könnte.

Gerne komme ich diesem Wunsch nach. Lassen Sie es mich als Einstieg zunächst einmal mit einer Begriffsdefinition versuchen: Ein Standort, was ist das – sofern man nicht einfach nur das Fleckchen Erde meint, auf dem man gerade steht? Recht geeignet erscheint mir da eine ziemlich allgemeine Definition aus ökologischer Richtung: Danach ist ein Standort die zusammenfassende Bezeichnung für alle Umweltbedingungen, die auf einen Organismus in einem bestimmten Raum-Zeit-Zusammenhang einwirken. Die Wirtschaftswissenschaften sehen das ganz ähnlich: nur interessieren da natürlich vor allem die wirtschaftlich bedeutsamen Rahmenbedingungen und es geht nicht um irgendeinen Organismus, sondern um den wirtschaftenden Mensch, um Unternehmen und andere Organisationen.

Ausgehend von diesen Einstiegsüberlegungen lässt sich dann natürlich auch jede Stadt mit ihrer Umgebung als Standort definieren. Wuppertal als Standort ist insofern die Summe aller ökologischen, ökonomischen, sozialen, kulturellen und politischen Faktoren, die unser Leben als Bürgerinnen und Bürger beeinflussen – d.h. angenehm gestalten und bereichern oder vielleicht auch beeinträchtigen oder defizitär erscheinen lassen.

Dabei gibt es zum einen die Wahrnehmung derer, für die der Standort Lebensraum, Heimat und Arbeitsstätte darstellt. Doch es gibt auch die anderen, die sich ihr Bild über einen Standort von außen machen – gewissermaßen als Zaungäste. So können Sie zum Beispiel Unternehmensverantwortliche in München, Frankfurt oder Dresden fragen, welche Vorzüge Wuppertal als Produktionsstandort bietet. Sie können Städtereisende fragen, welche kulturellen High-

lights sie nach Wuppertal ziehen. Oder Sie fragen Kölner und Düsseldorfer, welchen Freizeitwert für sie das Bergische Land besitzt.

Wichtig ist in beiden Fällen, im Fall der Wuppertaler selbst und im Falle der Zaungäste, dass die Wahrnehmung eines Standortes und seine tatsächliche Qualität nicht unbedingt übereinstimmen müssen. Das ist wichtig zu betonen, wenn man sich einen weiteren Begriff vor Augen führt, der heute sehr häufig vorkommt: nämlich den des Standortwettbewerbs. Standorte wie Wuppertal, Düsseldorf und Köln oder auch Duisburg, Essen und Dortmund konkurrieren nämlich sehr unmittelbar miteinander: um Einwohner, um Unternehmen, um Arbeitsplätze, um Touristen, um zuschussträchtige Prestigeprojekte und um Steuereinnahmen.

Dabei gilt für alle, denen ihr Standort am Herzen liegt, dass sie vor allem auch die Fremdwahrnehmung ernst nehmen müssen, dass sie ihre Heimat in einem guten Licht erscheinen lassen, ihre Stärken entdecken, herausstellen und vor allem weiterentwickeln. Im Standortwettbewerb ist es dabei wie bei Alice im Wunderland, wenn die Königin zu Alice sagt: in diesem Land musst du ständig laufen, um nur auf der Stelle zu bleiben; wenn du vorankommen willst, musst du noch schneller werden.

Was die Stärken eines Standorts sind, ist – bei näherem Hinsehen – gar nicht so leicht zu sagen. Natürlich fallen uns für Wuppertal schnell die maßgeblichen Attraktionen ein: Schwebebahn, Tanztheater, Symphonieorchester, Zoo, Skulpturenpark und hoffentlich bald die Nordbahntrasse. Doch erfolgreiche Standorte sind eben nicht nur die Summe ihrer Attraktionen. Sie pulsieren, sie leben, sie feiern sich, sie haben Selbstbewusstsein, sie halten sich positiv im Gespräch und eben: Sie haben eine hohe Entwicklungsenergie. D.h. das Erfolgsrezept solcher Standorte ist ihre Fähigkeit, neue Impulse aufzunehmen, die Zeichen der Zeit zu erkennen, im positiven Sinne modern zu sein, ohne an Traditionsbewusstsein und Originalität zu verlieren.

Zweifellos leben wir in einer Zeit, deren große Herausforderungen umfassender Antworten bedürfen: Klimawandel, Energiewende, Bevölkerungsrückgang, Staatsverschuldung, Werteverfall, wachsende soziale Ungleichheit und manches mehr. Bei all dem macht es die Virtualisierung unserer Erfahrungswelt im Zeital-

ter der Globalisierung nicht eben einfacher, Menschen zu motivieren, Verantwortung zu übernehmen, Hand anzulegen und sich lebensphasenunabhängig das nötige neue Wissen anzueignen, um Probleme selbst und gemeinsam anzugehen.

In dieser Situation schlägt die Stunde des Standorts als Heimat und als Gegenpol zum heute verbreiteten Gefühl des „es macht für mich als Einzelnen sowieso keinen Sinn, zuzupacken“. Als Gegenpol zur Erfahrung globaler Entgrenzung, ja vielleicht sogar Entwurzelung. Als Gegenpol zur gefühlten Fremdsteuerung in der digitalen Ära. Nicht umsonst ist schon vor einigen Jahren das Kunstwort „Glokalisierung“ aufgekommen: stecken darin doch die beiden Begriffe Globalisierung und Lokalisation. Gemeint ist damit genau dieses: je mehr die Globalisierung alle unsere Lebensbereiche erfasst, desto stärker wird das Bedürfnis nach Verankerung in einer persönlich erlebbaren Gemeinschaft, an einem Standort, der im besten Sinne des Wortes Heimat darstellt.

Verehrte Festgemeinde, wir haben also bisher gesehen: ein erfolgreicher Standort, das sind nicht allein seine Attraktionen, das sind seine Lebensbedingungen, das ist seine Fähigkeit sich positiv darzustellen, es ist die Kompetenz, individuelle und originelle Antworten auf die immer komplexeren Herausforderungen unserer Zeit zu finden und es ist das Vermögen, ein Gefühl von Heimat zu vermitteln.

Es zeigt sich, gelungene Standortgestaltung im harten Wettbewerb der Standorte ist eine immense Aufgabe. Und: sie ist zweifelsohne viel zu groß, um sie etwa allein nur der Politik zuzumuten. Es gab sicherlich Zeiten, da war es für Politikerinnen und Politiker einfacher, Standortpolitik zu machen – weil die Anforderungen noch nicht so komplex waren. Heute ist Standortgestaltung mehr denn je eine gemeinsame Aufgabe aller gesellschaftlichen Bereiche und Gruppierungen: von Vereinen, Unternehmen, Bürgerinitiativen, sozialen, kulturellen und religiösen Einrichtungen, von Bildungsorganisationen und, nicht zu vergessen, von Medien.

Dabei ist es völlig richtig, wenn heute betont wird, dass gerade den Bildungseinrichtungen eine immer entscheidendere Rolle für die Standortentwicklung zukommt. Für sie ist es zentral, sich als Glieder einer ganzen Bildungskette zu ver-

stehen – von der frühkindlichen Bildung, über die schulischen Stufen, berufliche Ausbildung, die universitären Angebote bis hin zum wachsenden Weiterbildungssektor und den Bildungsmöglichkeiten für Senioren. Denn Bildung kann und muss in allen Lebensphasen dazu befähigen, Verantwortung zu übernehmen, Defizite zu erkennen und zu gestalten. Bildung ist die Grundvoraussetzung für diese Art der gesellschaftlichen Teilhabe im besten Sinne des Wortes.

Was in den frühen Stadien der Bildungsbiografie versäumt wird, ist später natürlich schwerer wieder aufzuholen. Was zugleich später nicht aufgefrischt und weitergeführt wird, läuft Gefahr, im beschleunigten Wissenswandel unserer Tage entwertet zu werden. Deswegen plädiere ich massiv dafür, dass die Bildungsangebote aller Phasen viel mehr als bislang aufeinander abgestimmt werden.

Die Bergische Universität versucht, mit gutem Beispiel voran zu gehen. Inzwischen beteiligen wir uns entlang der gesamten Bildungskette: Dozentinnen und Dozenten der Hochschule helfen bei der Junioruniversität mit. Es laufen zahlreiche Projekte mit Schulen, um die Jugendlichen dafür zu begeistern, nach der Schule weiter zu machen. Wir arbeiten mit der IHK zusammen, im Bereich dualer Ausbildung, in der Bildungsarbeit gemeinsam mit Unternehmen und an anderen innovativen Konzepten. Wir haben ein Weiterbildungszentrum gegründet, kooperieren mit der Technischen Akademie Wuppertal und bieten eines der beliebtesten Seniorenstudien-Programme Nordrhein-Westfalens an.

Warum sich all diese Investitionen und Mühen lohnen? Weil, davon bin ich überzeugt, das was ich als Herausforderung für Standorte heute skizziert habe, und das, was auf die Gesellschaft in Zukunft zukommt, einen neuen Typus Bürger erfordert: den unternehmerischen Bürger. Keine Angst, es geht um nichts weniger als um eine Ökonomisierung des Alltags – vielleicht ist eine solche sogar schon zu weit fortgeschritten und gehört für viele zu den Bedrohungen ihres Lebens.

Nein, mit unternehmerischem Bürger meine ich solche Bürgerinnen und Bürger,

- die etwas unternehmen in des Wortes ursprünglicher und bester Bedeutung,
- die anpacken,
- die Neues nicht als Bedrohung, sondern als Chance sehen,

- die nicht nur im Sessel sitzen und mit dem Finger auf die Politik zeigen, sondern dieser durch eigene Tatkraft gar keine andere Möglichkeit lassen als Mut zu fassen und wieder zum Vorbild – insbesondere für die Jugend – zu werden.

Denn, auch wenn dies nicht zu meinem Kernthema gehört, lassen Sie mich es am Rande einmal sagen: das was derzeit mit Politikern gemacht wird, hat in vielen Fällen mit Anstand, Kultur und Würde wenig zu tun. Kopfgeld darauf aussetzen, Politiker medial zur Strecke zu bringen; jedes Wort, zu welcher Lebens- und Tageszeit und in welcher Situation es auch ausgesprochen wurde, zu sezieren; Fehler erbarmungslos über jeglichen Verdienst zu stellen.

Ich denke, wenn wir so weitermachen, werden sich die Klugen und Sensiblen einem solchen Spießrutenlauf immer weniger aussetzen – dann blieben vielleicht bald wirklich nur noch diejenigen Politiker, die wir eigentlich und hoffentlich nicht wirklich haben wollen.

Verzeihen Sie mir diesen kleinen Exkurs. Es ist ja zum Glück noch lange nicht so weit. Dies wird nicht zuletzt durch die hier anwesenden Politikvertreter in guter Weise verkörpert. Aber vielleicht haben derartige Warnungen doch auch mehr mit dem unternehmerischen Bürger zu tun, als es beim ersten Hinsehen den Eindruck macht. Denn:

- je mehr Bürgerinnen und Bürger nicht mehr passiv sind und sich der politischen Welt allenfalls noch mit der Fernbedienung in der Hand in der Primetime widmen und sinnreduzierte Polit-Talks bei Chips und Erdnüssen konsumieren,
- je mehr sich an der Gestaltung ihrer Zukunft wieder aktiv beteiligen,
- desto mehr gute Politiker werden sich aus einer solchen veränderten Grundgesamtheit heraus auch wieder finden.

Unternehmerische – oder wem dieser Begriff besser gefällt: mitgestaltende – Bürger müssen aber gefördert werden. Dabei lässt sich z.B. über Möglichkeiten der Bürgerbeteiligung und über eine weitere Stärkung des Ehrenamtes sprechen. Vor allem jedoch sind, wie gesagt, die Bildungseinrichtungen gefragt. Sie

sind es, die entscheidende Impulsgeber sein können, wenn es darum geht, zum Mitmachen zu ermutigen und zu befähigen:

- indem sie nicht nur abstraktes Fachwissen, sondern auch Handlungswissen vermitteln;
- indem sie aktives Bürgertum als Wert zur Gestaltung und Erhaltung einer lebenswerten Umwelt thematisieren und erfahrbar machen;
- indem sie soziale Kompetenz fördern in einer Zeit, in der die digitale Welt Tendenzen zur Individualisierung als Gefährdung erkennen lässt;
- indem sie schließlich Selbstkompetenz fördern, weil dies Beruf und Karrierewege heute mehr denn je erfordern. Denn das Normalarbeitsverhältnis, der lebenslange Verbleib bei einem Arbeitgeber mit einem festen Kompetenzprofil, wird mehr und mehr zum krassen Ausnahmefall werden.

Beruflich gesehen, müssen die kommenden Generationen ihre Haut entlang der beruflichen Entwicklung immer wieder neu zu Markte tragen, sich gewissermaßen ständig neu erfinden und das lebenslange Lernen kultivieren.

Dies alles aber heißt, dass Standorte, die sich eine vielfältige, lebendige und vor allem intelligent verknüpfte Bildungslandschaft leisten, wachsende Vorteile gegenüber der Konkurrenz haben. Die Zukunftsfähigkeit von Standorten wird immer mehr von der Qualität und Attraktivität des Bildungsangebotes vor Ort abhängen, weil Bürger aller Schichten künftig intellektuell noch mehr gefordert sein werden.

Dabei liegt es auf der Hand, dass dieses Bildungsangebot keine mobile Topfpflanze sein darf, sondern in dem individuellen Nährboden der Umgebung kräftig wurzeln muss. D.h. die Profile des Angebots und des Bildungsbedarfs müssen zueinander passen.

Ich bin sehr froh und dankbar, dass die politischen, unternehmerischen und kulturell Verantwortlichen Wuppertals diese Zusammenhänge nicht übersehen, sondern sich in den letzten Jahren zunehmend zum persönlichen Anliegen machen. Ich möchte heute, wie gesagt, bewusst keine Namen nennen, weiß aber viele Einzelne – parteiübergreifend und aus den verschiedensten gesellschaftlichen Bereichen – die mich in der gerade vorgetragenen Überzeugung aktiv un-

terstützen. Das etwas überstrapazierte Wort „Transfer“ hat sich in Wuppertal längst in vielfacher Weise konkretisiert. Ihnen allen ist es zu verdanken, dass die Universität und ihr Standort in weiter zunehmendem Maße zu einer organischen Einheit werden – in der man wechselseitig voneinander profitiert.

So wie Wissen und Bildung konkrete Entwicklungsimpulse in die Gesellschaft hinein auslösen, so bedürfen Forschung und Lehre der ständigen praktischen Inspiration, um sich in ihren Gegenständen weiterentwickeln und das benötigte Handlungswissen ableiten zu können.

Gerne stehe ich dafür, mich in den nächsten Jahren – zusammen mit Ihnen allen – weiter dafür zu engagieren, dass diese liebenswerte Stadt ihre großen Möglichkeiten noch besser nutzt. Dass sie ein noch ausgeprägteres Selbstbewusstsein entwickelt, das sich an vermehrten Erfolgen in allen Bereichen unseres gesellschaftlichen Lebens erfreuen kann. Haben Sie nochmals herzlichen Dank für die große Ehre, die mir heute zuteil geworden ist!